

Alle Rechte beim Urheber.

Abdruck nur gegen Belegexemplar, Honorar plus 7% MwSt.

### **Sprachloses Tiergeflüster**

Den Heckenschützen, der im Viertel einer kalifornischen Vorstadt auf Katzen Jagd machte, beschrieb Wilma als einen Jugendlichen mit einer Narbe im Gesicht, der weite Jeans trage, seine Schildmütze verkehrt herum aufsetze und eine große Reisetasche bei sich habe. Als der Katzen-Killer gefasst wurde, stellte sich heraus, dass er in der Tasche ein Luftgewehr versteckt hatte. Wilma hatte also richtig beobachtet. Zeugenaussagen wie die ihre geben der Polizei sehr häufig wichtige Hinweise. Äußerst selten jedoch kommen sie von Tieren. Denn Wilma ist eine Katze.

Was Wilma auf ihren Streifzügen durch die Gassen und Vorgärten des Viertels gesehen hatte, verriet sie Carol Gurney, einer Tierkommunikatorin aus den Vereinigten Staaten. Gurney behauptet von sich, Tiere verstehen und sich mit ihnen unterhalten zu können. Davon träumen alle Tierliebhaber. Sie wüssten gar zu gerne, ob ihr Dackel Schmerzen hat, was ihren Wellensittich glücklich macht oder warum ihr Kater auf den Teppich pinkelt. Wenn man doch einfach fragen könnte! Man kann, verlautet es aus Gurneys Gemeinde.

Ihre Kollegin Penelope Smith erklärt: „Ich nehme alles, was die Tiere erlebt haben, geistig und gefühlsmäßig so wahr, wie sie es tun: Bilder, Geräusche, Gefühle und andere Wahrnehmungen.“ Das telepathische Wahrnehmen sei gar nicht so schwierig. Der Mensch müsse sich nur bewusst machen, was ihm die Tiere übertrügen, die Übertragung allererst zulassen. Der Verstand aber sperre sich naturgemäß gegen die Telepathie. Er lasse nur zu, was rational ist, was also in vielen kleinen Schritten einer Argumentation gefolgert werden kann. Die Verständigung mit Tieren dagegen erfolge in einem Schritt, sie sei intuitiv. Der rationale Mensch nun vertraue seiner Intuition zu wenig; er glaube nur, was sich beweisen lässt. Dadurch verkümmerten seine intuitiven Veranlagungen, die es ihm erlaubten, mit Tieren in regen Kontakt zu treten: Das Fernfühlen zu Nahestehenden stumpft ab.

Eine rationale Erklärung für telepathische Wahrnehmungen schien Ende des 19. Jahrhunderts greifbar. Forscher wie Joseph J. Thomson waren zuversichtlich, einen physikalischen Mechanismus für die Telepathie angeben zu können. Seine

Zuversicht baute der später zum Lord ernannte Physiker auf die Entdeckung der elektromagnetischen Felder, vermöge derer ein Sender mit unsichtbaren Kräften auf Empfänger wirkt.

Nach solch unsichtbaren Feldern suchte auch Hans Berger. Als junger Soldat war er 1891 bei einem militärischen Manöver vom Pferd gestürzt und beinahe von den Rädern einer Kanone zermalmt worden. Tags darauf erhielt der Gestürzte von seinem Vater ein Telegramm. Darin stand, dass seine Schwester in panischer Sorge um das Leben des Rekruten sei. Seine Todesangst musste sich auf die Schwester übertragen haben, schloss Berger und inspizierte fortan Gehirne von Menschen. Dabei stieß er tatsächlich auf ein elektrisches Feld in der Großhirnrinde, deren Ströme der Psychiater aufzeichnete. So entstand das erste Elektroenzephalogramm (EEG).

Die Feldstärke der Hirnströme ist allerdings zu gering, um Gedanken oder Gefühle Hunderte von Kilometern hinweg übertragen zu können. Zudem verringert sie sich mit dem Abstand zwischen Sender und Empfänger rapide. Je näher der telepathische Empfänger dem Sender ist, desto besser müsste er demnach dessen Botschaften empfangen. Doch die Telepathie kümmert sich nicht um Entfernungen. Die telepathische Erfolgsquote ist bei transatlantischen Übertragungen genauso hoch wie zwischen Zimmernachbarn.

Die Erfolge der Telepathie sind rein statistisch. Sie beruhen auf Experimenten mit Spielkarten. Dabei muss eine Testperson angeben, welche von fünf Karten eine andere Person in einem anderen Raum gezogen hat. Nach fünfundzwanzig Runden liegt die Testperson fünfmal richtig, wenn sie die Karte rein zufällig wählt. Nun schlossen einige wenige besser ab: Sie trafen sechsmal die richtige Karte. Das klingt unspektakulär. Sechs Treffer bei fünfundzwanzig Versuchen können pures Glück sein; nicht jedoch, wenn dieselbe Person nach mehreren Tausend Durchgängen über Jahre hinweg konstant sechsmal die richtige Karte nennt. Dann ist die Abweichung um einen Treffer von den erwarteten fünf Treffern hochsignifikant.

Allerdings konnten selbst die erfolgreichen Testpersonen nicht zuverlässig sagen, wann sie die richtige Karte ausgewählt hatten. Entweder also erfolgte die telepathische Übertragung bei ihnen unbewusst oder es wurde erst gar nichts übertragen, sondern die Personen handelten einfach ihrer Natur gemäß, wie Michael Scriven vermutet. Wie jedoch die Natur beschaffen sein muss, um solche statistischen Abweichungen zu begründen, lässt der Philosoph von der Claremont Graduate University offen.

Die Natur der Telepathie aufschlüsseln könnte die Quantentheorie. Dort kennt man geisterhafte Fernwirkungen über große Entfernungen hinweg, ohne dass eine physische Verbindung bestünde, unter dem Namen der Verschränkung. Zwei Teilchen sind verschränkt, wenn Eigenschaften von ihnen, wie beispielsweise der Spin, zu einer Gesamteigenschaft gehören. Die Gesamteigenschaft des Teilchensystems ist eigenständig; sie ergibt sich nicht einfach aus der Summe der Teilcheneigenschaften.

So können zwei Elektronen sich zu einem gemeinsamen Zustand mit dem Gesamtspin 0 verbinden. Die Richtung des einzelnen Spins ist in keiner Weise festgelegt. Vor der Messung sind alle Richtungen gleichberechtigt. Misst man nun den Spin eines Elektrons, dann weiß man sofort, was die Messung am anderen Elektron ergeben würde. Ist sein Spin  $+1/2$ , dann ist der des anderen  $-1/2$ . Und zwar auch, wenn die Elektronenspins gleichzeitig über große Entfernungen gemessen werden, so dass die jeweiligen Messergebnisse am Standort der Messapparate im Zeitpunkt der Messung nicht bekannt sein können, selbst wenn sie mit Lichtgeschwindigkeit übertragen werden. Dadurch entsteht der Eindruck, als wüsste das eine Elektron von der Messung am anderen, ohne dass das andere ihm das Messergebnis hätte mitteilen können. Die Verschränkung hat demnach dieselben Folgen wie die Übertragung von Information, obwohl gar keine Information übertragen wird.

Erklärt nun die Verschränkung die Telepathie? Sind Tierkommunikatoren mit Tieren ‚geisterhaft‘ verschränkt? Oder ist die Verschränkung doch nur ein physikalischer Taschenspielertrick, bei dem die Teilchen von vorneherein instruiert sind, wie sie sich im Messapparat zu verhalten haben? Dann müsste jedes Elektron eine gut versteckte Blaupause von Anweisungen mit sich führen, welchen Zustand es für jede mögliche Messung der Richtung seines Spins einzunehmen hat. Folglich käme bei der gleichen Messrichtung dasselbe Messergebnis heraus. Allerdings öfter, als es die Quantentheorie voraussagt. Die Theorie der versteckten Parameter und die Quantentheorie sind nicht äquivalent. Das folgt aus den Bellschen Ungleichungen.

Ihnen zufolge ist eine Instruktion unmöglich, die den quantentheoretischen Forderungen genügt, einerseits Zufallsergebnisse zu liefern und andererseits eine derart strenge Korrelation aufzubieten, dass bei derselben Messeinstellung immer übereinstimmende Messungen herauskommen. Die Verschränkung scheint man akzeptieren zu müssen; weiter erklären kann man sie nicht. Ebenso müsse man die Telepathie akzeptieren, meint Dean Radin, und zwar als Verschränkung. Für

den Psychologen vom Institut für noetische Wissenschaft in Petaluma, Kalifornien, ist übersinnliche Wahrnehmung Ausdruck menschlicher Erfahrung von Quantenkorrelationen.

Analog zu den Elektronen könnte man sich zwei räumlich getrennte Testpersonen vorstellen, die eines von drei verschiedenen Bildern gezeigt bekommen und jeweils angeben müssen, ob die andere Person dasselbe Bild sieht. Beide Personen dürften dann in etwa gleichhäufig mit Ja oder mit Nein antworten. Beim Betrachten verschiedener Bilder wären die Antworten zufällig verteilt. Zufällig stimmte dann die Antwort in der Hälfte dieser Fälle überein. Quantentheoretisch wäre aber eine Übereinstimmung nur bei einem Viertel der abgegebenen Antworten zu erwarten. Denn insgesamt müssten die gleichen Antworten gleichhäufig sein wie die ungleichen; und bei gleichen Bildern müssten die Antworten hundertprozentig übereinstimmen. Davon aber sind selbst die begabtesten Testpersonen Welten entfernt. Hier machen kleine Quanten einen großen Unterschied.

Dennoch ist die entfernungsunabhängige Verschränkung von Mehrteilchensystemen vom Cäsium-Gas bis hin zum menschlichen Wahrnehmungsapparat verlockend für Parapsychologen. Harald Walach vom Universitätsklinikum Freiburg hat gar eine Generalisierte Quantentheorie ausgearbeitet, die es erlaubt, Verschränkungen auf beliebige Systeme auszudehnen, sofern die Systeme komplementäre Eigenschaften ausweisen, das heißt Eigenschaften besitzen, die nicht gleichzeitig beliebig genau gemessen werden können. Wie beispielsweise der Ort und die Geschwindigkeit eines Teilchens oder der Anteil seines Drehimpulses in verschiedenen Ebenen - der horizontalen, vertikalen oder einer anderen -; aber auch Individualität und Gemeinschaft, Freiheit und Verantwortung oder Diagnose und Therapie sollen Kandidaten für eine generalisierte Verschränkung sein.

Insgesamt dürfte die bis auf ihr algebraisches Gerüst ausgebeinte Quantentheorie bestenfalls für die unwillkürliche Übertragung psychischer Zustände eines Patienten auf den Therapeuten eine befriedigende Erklärung abgeben. Für das telepathische Gespräch mit Tieren greift sie zu kurz. Denn eine absichtsvolle Übertragung von Informationen auf dem Wege der Verschränkung ist quantentheoretisch ausgeschlossen. Das Messergebnis an einem Teilchen lässt sich nicht voraussagen. Weil alle Richtungen des Drehimpulses gleichberechtigt sind, ist das Ergebnis einer einzelnen Messung zufällig. Wollte man aber dem entfernten Teilchen eine bestimmte Botschaft senden, seinen Spin in einer bestimmten Ebene ausrichten, dann dürfte das mit ihm verschränkte Teilchen seinen Drehimpuls nicht

# inspective.

zufällig ausrichten. So kämen beim Empfänger höchstens Zufallssequenzen an, nicht aber verständliche Botschaften. Der Spin eines Elektrons ist kein Schalter, der umgelegt werden kann, um den eines anderen auszurichten.

Insofern kann die Verschränkung willkürliche Übertragungen nicht erklären. Bleiben nur noch unwillkürliche. In diesem Fall könnte die Verschränkung koordinierende Aufgaben übernehmen und weit entfernte Aktivitäten synchronisieren. Beispielsweise die Partnersuche von Schmetterlingen. Diese trennen nicht selten mehrere Kilometer. Ihre Botenstoffe sind auf diese Distanz nur noch in homöopathischer Verdünnung wahrnehmbar. Ein verschränktes Suchen könnte da so manche Irrschleife vermeiden helfen. Doch ist auch hier zu berücksichtigen, dass Verschränkungen sehr fragil sind. Jede Wechselwirkung mit anderen Teilchensystemen unterbricht den ‚geisterhaften‘ Kontakt. Deshalb komme die Verschränkung nur als Ergänzung der Kommunikation in Frage, erklärt Johann Summhammer, Physiker an der Technischen Universität Wien.

Biochemisch könnte die Verschränkung Reaktionen an unterschiedlichen Orten in einer Nervenzelle koordinieren oder das Feuern mehrerer Nervenzellen aufeinander abstimmen oder aber eben ganze Gehirne gleichakt lassen. Auf den Takt hat der Mensch jedoch keinen Einfluss; er taktet unbewusst. Das wiederum wirft in der Telepathie ein grundsätzliches Problem auf. Bei der telepathischen Wahrnehmung sind die Wahrnehmungsinhalte einfach da, sie sind anonym. Weder lässt sich ein Weg angeben, den der Inhalt genommen hat, noch ist der Sender identifizierbar, wie der Philosoph Jacques Derrida einwandte. Man hört oder sieht ja niemanden sprechen. Die Inhalte könnten mit denen von x-beliebigen Wesen übereinstimmen. Und insofern kann man sich auch nicht rückversichern, ob die Inhalte korrekt übermittelt wurden.

Carol Gurney rät daher zu mehr telepathischem Selbstvertrauen: „Es ist wichtig, dass wir der ersten Reaktion, die wir von einem Tier spüren, fühlen oder sehen, ohne Deutung vertrauen.“ Anders gesagt: Die Botschaft wird schon von demjenigen stammen, von dem man sie erwartet. Das kann allerdings schiefgehen, wie Gurney selbst erfahren musste. Die Tierkommunikatorin hatte zu einer entlaufenen Katze telepathisch Kontakt aufgenommen und sie ihrer Besitzerin zurückgebracht. Beim Tierarzt stellte sich dann heraus, dass die Heimkehrerin gar nicht die entlaufene Katze war, denn die war kastriert.

Vor allem wenn die Inhalte unbewusst wahrgenommen werden, gerät die Telepathie zur Psychoanalyse. Dann ist ohne Deutung

kein Auskommen. Die empfangenen Bilder müssen als Symbole entschlüsselt werden, um die dahinter liegende Botschaft ins Bewusstsein zu hieven. Auch Gurney geht diesen Weg. Als sie ihre Tiere um eine Erklärung des Todes bat, empfing die amerikanische Tierkommunikatorin Bilder von einer Jacke mit geöffnetem Reißverschluss und von einem aufgeknöpften Hemd. Diese Bilder deutete Gurney als den Übergang von einem Reich in das nächste, der so einfach sei, wie das Ablegen von Kleidern.

Die Deutung freilich ist ein schlüpfriges Terrain. Ihr liegt ein Begriff des Verstehens zugrunde, der weder rational noch intuitiv ist. Diesen Zwischenraum scheuen die meisten Wissenschaftler. Für sie ist nur verständlich, wofür sich rational argumentieren lässt oder was sinnlich wahrgenommen werden kann. Um in einen sinnvollen Austausch mit Tieren treten zu können, müssten die Tiere somit entweder über eine Sprache verfügen oder zumindest bewusste Sinneseindrücke haben, die sie weitergeben können. Beides ist umstritten.

Dass nicht nur Menschen sprechen können, steht für Tobias Rosefeldt außer Frage. Der Philosoph von der Universität Konstanz hält eine Sprache allein aus Signalen für denkbar. Subtile Bedeutungen ließen sich dann aus der Signalfolge erschließen analog zum Morsealphabet. Das Repertoire tierischer Sprachen wäre zwar ärmer als die menschliche Sprache, dennoch könne man mit Fug und Recht von einer Sprache sprechen. Dem widerspricht Stephen Anderson. Der Psychologe von der Carnegie Mellon University kann in der tierischen Kommunikation keine Syntax entdecken. Zwar hätten Tiere verschiedene Signale für verschiedene Gefahren, die Signale aber besäßen keine Sequenzen, die linguistischen Regeln entsprächen. So verbietet es der Mangel von Adverbien in tierischen Signalen, den Artgenossen mitzuteilen, von wo die Gefahr kommt, ob sie morgen kommen wird oder schon in zwei Stunden.

„Ohne sprachliche Regeln kommt keine Kommunikation zustande“, räumt der Philosoph Andreas Kemmerling von der Universität Heidelberg ein. Gesteht man der Kommunikation zwischen Tieren eigene Regeln zu, wird die Übersetzung in eine menschliche Sprache problematisch. Und umgekehrt. Zwar ist es Verhaltensforschern gelungen, Schimpansen eine Zeichensprache beizubringen, doch läuft der Lernerfolg auf ein bloßes Wiederholen hinaus. Weshalb Jakob von Uexküll für das Sprachtraining von Menschenaffen nur Hohn und Spott übrig hatte. Nach Ansicht des Biologen müsste stattdessen die artspezifische Begrifflichkeit der Tiere erforscht werden: Ein

# inspective.

Baum bedeute für einen Holzwurm etwas anderes als für einen Vogel oder Fuchs.

In die je eigene Umwelt eines Tiers ist dann auch sein Kommunikationsverhalten eingepasst. Könnte ein Löwe sprechen, wäre er schlicht ein menschlicher Löwe. Ist dann jemand, der mit einem Löwen sprechen kann, ein löwenartiger Mensch? Wird uns das Vogelgezwitscher erst verständlich, wenn wir uns im Drachenblut gewälzt haben? Oder ist uns der kommunikative Zugang zu Tieren endgültig versperrt? Dem steht entgegen, dass uns eine wenn auch leidliche Verständigung zumindest mit Haustieren gelingt. Wir meinen zu verstehen, wann eine Katze fressen oder ein Hund ins Freie möchte. Und wir fühlen uns bestätigt, wenn die Katze sich auf den gefüllten Napf stürzt oder der Hund durch die geöffnete Haustür stürmt. Der Zoologe Louis Boutan schlug daher vor, von der rationalen Sprache des Menschen die emotionale Sprache zu unterscheiden, die der Mensch mit den Tieren teile.

„Ursprache“ nennt Gurney die gemeinsame Sprache. Sie wurzelt in der Biogenetischen Grundregel, dergemäß der Mensch in seiner Entwicklung von der Eizelle über den Embryo zum ausgewachsenen Homo sapiens sämtliche Stadien der Evolution durchlebt. Einen Teil dieser Wegstrecke legt er zusammen mit jeder Tierart zurück, die nach und nach vom gemeinsamen Stamm des Urlebewesens abzweigen. Entsprechend, so verläuft die Argumentation, teile der Mensch in seiner ursprünglichen Form dieselbe Umwelt wie die Tiere und könne sich daher naturgemäß mit den Tieren verständigen, während er die rationale Sprache erst mühsam erlernen müsse. Daher sei es im Grunde auch einfacher, mit Tieren zu sprechen als mit Menschen.

Für die Tierkommunikatorin Gudrun Werasinghe besteht die emotionale Sprache aus einem telepathisch übertragenen Mosaik von Sinneseindrücken, verbunden mit dem Gefühl der Zustimmung oder der Ablehnung. Daraus dürfte sich aber kaum das grammatische Regelwerk einer Sprache spinnen lassen. Zumal in der Telepathie kein Übersetzungsmanual mitgeliefert wird. Schon ob es sich bei den Bildern um Fragen, Bitten oder Forderungen handelt, um Vergangenes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges, lässt sich anhand ihrer bloßen Präsenz nicht entscheiden.

Ebenso wenig entscheidbar ist, ob unsere Sinneseindrücke sich mit denen der Tiere decken. „Das ist experimentell nicht zugänglich“, sagt Julia Fischer vom Deutschen Primatenzentrum in Göttingen. Das lässt sich nur indirekt erschließen. Beispielsweise über das Verhalten der Tiere oder ihre sinnesphysiologische Ausstattung. Beides legt eher das

Gegenteil nahe. So finden Fliegen dampfende Kuhfladen äußerst lecker und Hunde riechen interessiert an markierten Stellen, wo wir entweder gar nichts riechen oder angewidert die Nase rümpfen. Schmetterlinge sehen mehr Farben als der Mensch, weil sie einen Zapfentyp mehr im Sortiment ihrer Sehsinneszellen haben, Hunde weniger, weil sie mit einem Zapfentyp weniger auskommen müssen. Wie das Ultraviolett für einen Schmetterling aussieht, wissen die Wissenschaftler nicht, auch nicht wie der Klang des Ultraschalls im Ohr einer Fledermaus klingt. „Das können wir schlecht beschreiben, da wir keine Wörter dafür haben“, bedauert Jutta Kretzberg, Tierphysiologin an der Universität Oldenburg.

Man müsste eben fragen können. Dazu wären aber Wörter einer Sprache nötig, für die es kein Wörterbuch gibt. Und es wäre eine Sprache nötig, die kein Tier spricht. „Wer anfängt, Stimmen zu vernehmen oder wer Tiere in der ersten Person Singular reden hört, bitte ich, einen Arzt aufzusuchen“, sagt Gudrun Werasinghe. Stimmen hört Stephan Geißler zwar keine, dafür aber Frequenzen, die der Tierkommunikator aus Horb im Schwarzwald wortwörtlich mitschreibt. Die Botschaften sendet jedes Tier in einer eigenen Frequenz. Die Sendepakete erfasst Geißler intuitiv in deutscher Sprache.

Auf diese Weise hat der Horber Hufschmied nicht nur ungewöhnliche Satzkonstruktionen gesammelt, sondern auch Erstaunliches mitgeteilt bekommen. „Da fällt dir manchmal nichts mehr ein, was Tiere so von sich geben“, sagt Geißler. Einmal klagte eine Stute über Schmerzen in der Gebärmutter und bat ihn um eine Heilpflanze, die sie zu ihrer Genesung benötige. „Die musste ich erst einmal im Internet nachschlagen“, erinnert sich der Tierkommunikator. Wo der Mensch schon Schwierigkeiten hat, Schmerzen zu lokalisieren, geschweige denn eine Diagnose zu stellen, lieferte das Pferd gleich noch die Therapie mit!

Für Stephan Geißler sind viele Tiere weise. Das eine oder andere betrachtet er sogar als seinen Lehrmeister. Einer von ihnen machte sich lustig über die kostbare Zeit der Menschen. Die Zeit sei unsinnig, er solle sich doch einfach in den natürlichen Rhythmus des Kreislaufs einfügen, der kein Vorher und kein Nachher, keinen Anfang und kein Ende kenne. Auch Penelope Smith staunt über die Weisheit der Tiere. Sie fragte einst den weiß-blauen Sittich einer Kundin nach dem Geheimnis des Universums. „Liebe“, kam es zurück, „das ist alles, was es gibt. So einfach ist es. Liebe.“

Wie Tiere sprechen, kann auch Geißler nicht erklären: „Wenn ich den Kanal aufmache, dann verstehe ich sie einfach.“ An der



# inspective.

Echtheit der Botschaften zweifelt er nicht. Seinen Skeptikern begegnet er damit, dass er ihre Wohnung beschreibt, obwohl er sie mit eigenen Augen noch nie gesehen hat; er beschreibt sie aus der Sicht des Haustiers. Die meisten aber sind schon überzeugt, wenn nach dem telepathischen Austausch ihr Kater nicht mehr auf den Teppich pinkelt, der Hund keine Kinder mehr ankläfft oder das Pferd nicht mehr lahmt.

Wissenschaftler wird das freilich nicht überzeugen. Das selbstbewusst vorgetragene Vertrauen auf die eigene Intuition zernagt ihr bohrender Zweifel. Von Vertrauen halten sie standesgemäß wenig; sie wollen Erklärungen, schlüssige dazu. Hierfür wären systematische Studien zur Tierkommunikation nötig, die über die Beschreibung von Einzelfällen hinausgehen. Daran fehlt es aber. Eigentlich erstaunlich, wenn man bedenkt, dass allein in Deutschland die Besitzer von über 22 Millionen Haustieren auf eine Antwort der Wissenschaft warten.